

den Wortlaut zu erläutern“ (Jähns, S. XXXVII). Halten diese Pläne und Schaubilder auch nicht den Forderungen archäologischer Genauigkeit stand (allein der Maßstab der Reproduktion setzt ihrer Verwertbarkeit Grenzen), so verraten sie doch eine treffsichere Beobachtungsgabe, den weitgespannten Horizont des Autors und eine auch für diese Zeit beachtliche Materialfülle.

Das Werk als Ganzes zu aktualisieren, wäre weder möglich noch sinnvoll. Es besitzt seinen Wert als Zeitdokument und Resümee einer intensiven Auseinandersetzung mit den damals aktuellen Fragestellungen, wurde aber schon von Pipers „Burgenkunde“ in vieler Hinsicht wissenschaftlich überholt. Im Gegensatz zu Piper, der sich stets leidenschaftlich mit den Meinungen anderer Autoren auseinandersetzte, blieb von Cohausen ein Einzelgänger. Obwohl er die Literatur seiner Zeit sicher genau kannte, zitiert er kaum und liefert auch kein Literaturverzeichnis. Seine Schau der Dinge war in sich geschlossen, entsprach seiner abgerundeten Welt- und Lebenserfahrung.

Dem Verlag ist für die Herausgabe des Werkes zu danken, auch für die ansprechende Aufmachung, für die Aufnahme des vollständigen Bildteils. Leider nur gleicht das äußerlich solide Buch nach kurzer Benutzung einer Loseblattsammlung... Es bleibt der Wunsch anzuschließen, auch von Cohausens Abhandlung „Die Bergfriede, besonders rheinischer Burgen“ (1860) einen Nachdruck zu erhalten.

Dankwart Leistikow

Maria-Letizia Boscardin / Werner Meyer

Burgenforschung in Graubünden Berichte über die Forschungen auf den Burgruinen Fracstein und Schiedberg

Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters, herausgegeben vom Schweizerischen Burgenverein, Band 4
Walther-Verlag, Olten 1977.

Die Burgenkunde kann sich heute nicht mehr allein am vorhandenen Denkmälerbestand, an den überkommenen historischen Urkunden und Quellen orientieren. Die Anforderungen an die Forschung haben sich völlig verändert: Ein großer Teil der älteren Studien an aufrechtstehenden Baubeständen ist inzwischen überholt und muß mit verfeinerten Mitteln neu erarbeitet werden. Die exakte Dokumentation der Befunde am Bau, die zeichnerische Bauaufnahme mit archäologischen Methoden, ist das Ziel. Dazu kommen Grabungen, die mit Hilfe der Stratigraphie und genauer Fundsicherung die noch im Boden liegenden Zeugnisse wo immer



Abb. 1. Burg Fracstein (Graubünden), Hauptgebäude. Foto: D. Leistikow

möglich ans Licht bringen, dokumentieren und deuten müssen. Nur so sind weitere Fortschritte der Wissenschaft zu erzielen, kann die Burgenkunde den Anschluß an die Arbeitsweisen der Mittelalter-Archäologie und der Vor- und Frühgeschichte überhaupt gewinnen.

Schon öfter wurde betont, daß der Schweizerische Burgenverein unter der zielstrebigsten Leitung von Professor Dr. Werner Meyer in dieser Richtung erfolgreich tätig ist und in bemerkenswerten Publikationen von der geleisteten Arbeit Zeugnis ablegt. Auf die neueste Veröffentlichung aus diesem Hause sei im folgenden hingewiesen.

Im ersten Teil des Bandes bearbeitet Maria-Letizia Boscardin in einer eingehenden und ergebnisreichen Studie die Grottenburg Fracstein und ihre originellen Ritzzeichnungen.

Die Burg Fracstein, eine der wenigen, hochinteressanten Höhlenburgen (hier besser: Grottenburgen) der Schweiz, zeichnet sich durch ihre zwar seit langem bekannten, aber bisher nicht hinreichend untersuchten und publizierten Ritzzeichnungen mit Burgen- und Wappendarstellungen — vermutlich des 13. Jahrhunderts — aus. Diese wurden schon zu Anfang unseres Jahrhunderts entdeckt, erst neuerdings aber abgeformt und konservatorisch gesichert.

Kurios wie die Lage der Burg am Eingang ins Prättigau, hoch über dem Lauf der Landquart im Schutz einer überhängenden Felswand, ist die Gruppierung der zu ihr gehörenden Bauten, der kleinen Hauptburg, des „Burgpfaffenhauses“, der Sperrmauer (Letzi), die den engen Taldurchlaß mit Mauer und Torbau abschloß, und der leider völlig zerstörten Kirche St. Aper. Eine Zeichnung von Wolf Huber (1552) überliefert den damaligen, teilweise wohl schon ruinösen Zustand. Ein vorzüglicher Lageplan klärt die Situation dieser Sperrburg in der Landschaft. Die baugeschichtliche Untersuchung ergibt, daß einem ersten Bau der Hauptburg, entstanden im 11./12. Jahrhundert, ein Neubau unter Nutzung vorhandener Bauteile im 13. Jahrhundert folgte (Abb. 1). Nach einer ausführlichen Würdigung der schriftlichen Quellen, einer Darstellung der Geschichte des Geschlechts der nach 1379 ausgestorbenen Herren von Aspermont, läßt die Autorin die Sagen um die Burg sprechen, und danach folgt die Behandlung der Ritzzeichnungen.

Burgen- und Wappendarstellungen finden sich auf dem inneren Wandputz der Ost- und Südostwand des dritten Geschosses im Hauptbau. Die heraldischen Zeichnungen — Wappenschilde mit Helmzier — sind nur an den Wänden, die Burgen darstellungen (mit einer Ausnahme) in den Fensterleibungen angebracht. Die Deutungsversuche reichen von einfachen Kritzeleien bis zur Annahme eines ritterlichen „Gästebuches“ mit Eintragungen der noch im Status des Analphabetentums lebenden Bündener Ritterschaft dieser Zeit. Eindeutiges kann hierzu nicht gesagt werden.

Insgesamt sind sechs Burgenzeichnungen erhalten, als zeitgenössische Architekturbilder von hohem Wert, die aber (trotz der benachbarten Wappenzeichen) nicht identifiziert, d. h. einer bestehenden Burg oder einzelnen Geschlechtern zugeordnet werden können. Dennoch zweifelt die Verfasserin nicht daran, daß bestimmte Burgen und nicht etwa Idealbilder gemeint sind. Diese Vermutung wird unterstrichen durch die treffende Charakterisierung der Bauten als Ganzes und ihrer Einzelheiten sowie durch die deutliche Unterscheidung verschiedener Baumaterialien, Stein, Holz, Riegelwerk (?) und Dachdeckung (Material?).

Die Burg in Abb. 2 ist besonders aussagekräftig. Neben ihr steht das Wappen der Freiherren von Vaz. Dargestellt ist eine zweitürmige Burganlage mit Ringmauer, Tor und Burgweg. Eine schräg angelegte Leiter führt zum hochgelegenen Bergfriedeinstieg. Auskragende Turmaufbauten in Holz, obere Umgänge mit Bogenfenstern und Dächer unter 45° Neigung mit kugeligen Spitzen bestimmen den charakteristischen Umriß. Abgesehen von der allgemeinen kulturgeschichtlichen Bedeutung dieser Dokumente ist ihre Sprache für die Verbreitung des frühen Holzbaues in den Alpenländern und für die Kenntnis mancher Burgdetails von ganz besonderer Wichtigkeit.

Anschließend werden die nicht minder aufschlußreichen Wappendarstellungen behandelt, eine Untersuchung, die nicht nur für die hier angesprochene Burgenlandschaft Graubünden, sondern weit darüber hinaus von historischem Erkenntniswert sein dürfte. Viele Wappen konnten eindeutig bestimmten Geschlechtern zugewiesen werden, andere blieben freilich noch ungeklärt.

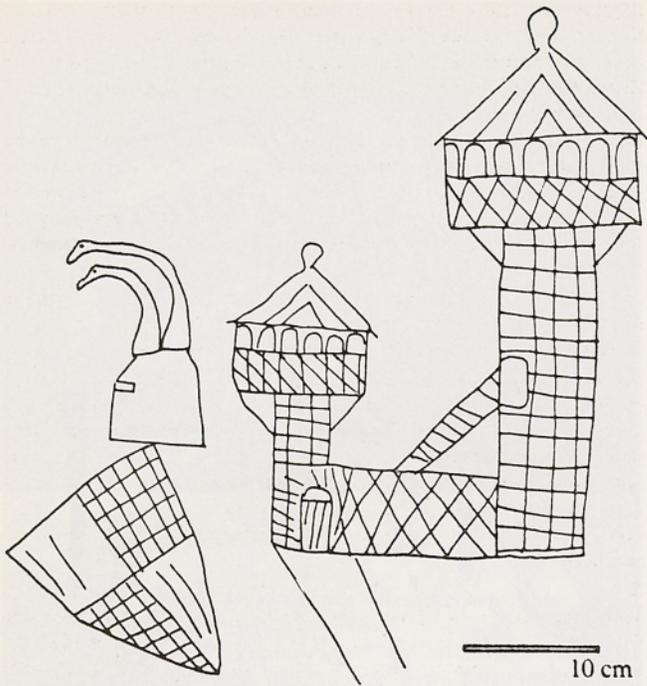


Abb. 2. Ritzzeichnung einer Burg, daneben Wappen der Freiherren von Vaz, auf Burg Fracstein

Die Bildausstattung der Arbeit ist in jeder Hinsicht lobenswert. 28 Abbildungen und insgesamt 48 Strichzeichnungen bereichern den klar und flüssig geschriebenen, durch Anmerkungen reichlich kommentierten Text.

Das letzte Wort hat der Restaurator Josmar R. Lengler, der die Putzflächen mit den Zeichnungen nach ihrer Sicherung mit Silicon-Negativmaterial abformte. Für den Abguß wurde das Epoxydharz Araldit, mit weißem Quarzsand vermischt, eingesetzt. Die beiden Wandabgüsse und zwei abgenommene Originalflächen sollen in der Schausammlung des Rätischen Museums in Chur ausgestellt werden.

Über die Ausgrabung der Burg Schiedberg/Sagogn berichtet Werner Meyer und publiziert damit die bisher nur vorläufig bekanntgemachten Ergebnisse der in den Jahren 1964—68 durchgeführten Untersuchung (vgl. Burgen und Schlösser, Heft II/1978, S. 139 f.). In detaillierter Darstellung bringt der erfahrene Autor in systematischer und konzentrierter Form einen in jeder Hinsicht eindrucksvollen Bericht, der diese außerordentliche Burgengrabung abschließend dokumentiert und für die weitere Forschung beispielhaft vorstellt.

In einer Einleitung werden zunächst die Lage der Burgstelle, die Situation vor Beginn der Arbeiten, der Anlaß der Grabungen und ihre wissenschaftliche Fragestellung diskutiert sowie der Verlauf der Grabungsvorhaben dargestellt. Die Kapitel über den Grabungsbefund liefern allgemeine Aussagen zu den Schichtenverhältnissen, zum Mauerwerk und den Holzkonstruktionen, zu den einzelnen Zonen des Grabungsfeldes und schließlich die Auswertung des vielfältigen Grabungsbefundes. Der ausführliche Fundkatalog umfaßt die Keramik, Lavegeschirr und Gegenstände aus Stein, Eisen, Bunt- und Edelmetall sowie die Funde aus Glas, Bein und die Tierknochen — ein reiches Arsenal fast unerschöpflichen Materials.

Der Systematik des Autors entsprechend, wird erst dann der historische Rahmen abgesteckt und in eindringlicher Perspektive aufgerissen, wobei sich zeigt, daß die Besiedlung der Burgstelle vom 1. Jahrhundert n. Chr. bis ins 14. Jahrhundert reicht. Eine Fülle wichtiger Beobachtungen und Aussagen wird hier ausbreitet, die freilich nur der in dieser Materie stehende Fachmann voll zu würdigen versteht. Den historischen Umkreis und seine Schnittstellen kennzeichnet die Darstellung der Grafschaft Ober- rätien mit der Bildung freier Grundherrschaften vom 10. bis 12. Jahrhundert und der nur bruchstückhaft überlieferten Rolle der Freiherren von Sagens-Wildenberg, eine anregende Betrachtung, die mit der Zerstörung der Burg im späten 14. Jahrhundert (wohl durch eine Brandkatastrophe) endet.

In eindringlicher Analyse faßt der Autor die auf Schiedberg ergrabenen Bauformen zwischen dem 8. und 13. Jahrhundert zusammen, die als Zeugnisse der jeweiligen historischen Entwicklungsphasen eingeordnet und gedeutet werden. Bemerkenswert und sicher von allgemeiner Bedeutung erscheint die Feststellung, daß die äußere Begrenzung der Burganlage stets beibehalten, die innere Bebauung dagegen immer wieder verändert und neuen Bedürfnissen angepaßt wurde. Imponierend erscheint der durch fast ein Jahrtausend belegbare Ablauf der baulichen Entwicklung von der spätrömischen Kaiserzeit, als hier eine erste Befestigung als Rückzugsort entstand, bis zum 13. Jahrhundert, der Entstehungszeit der letzten Burgbauten. Diese Kontinuität in ihren jeweils typischen Erscheinungsformen erkannt und herausgearbeitet zu haben, ist ein besonderes Verdienst des Ausgräbers und seiner Helfer, deren mühsame und verantwortungsvolle Arbeit hier nachdrücklich herausgestellt sei (Abb. 3 u. 4).

Allein der Fundkatalog erbringt ein überraschend reiches und vielfältiges Material, das nun aufgearbeitet werden muß. Hierbei drängt sich die Frage auf, wo im deutschsprachigen Raum heute Ähnliches zu finden ist? Ein Blick in den Katalog der Staufer-Ausstellung von 1977 zeigt, daß man sich bei dieser repräsentativen Schau weitgehend auf das (freilich bedeutende!) Fundgut der 1932—40 ergrabenen Burg Wartenberg bei Lauterbach (Oberhessen) stützen mußte, daß es aber an archäologisch-methodischer Burgengrabung im Stammland der Staufer weitgehend fehlt. So kann der Rang der in der Schweiz in den letzten beiden Jahrzehnten geleisteten Arbeiten gar nicht hoch genug veranschlagt werden.

Hervorgehoben zu werden verdient auch hier die hervorragende Ausstattung mit Plänen, Grabungsschnitten und Fotos der freigelegten Baureste sowie die sorgfältige Dokumentation des umfangreichen Fundgutes.

Als Einzelobjekt von überregionaler Bedeutung sei nur noch die interessante Zisterne genannt, die der Autor in einem späteren

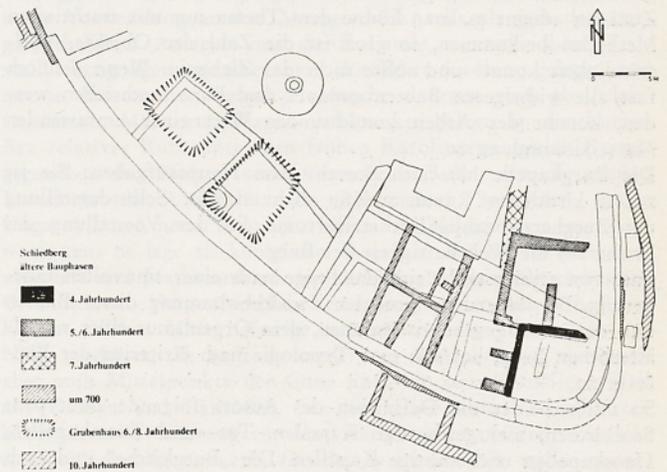


Abb. 3. Burg Schiedberg, Grundriß, ältere Bauphasen

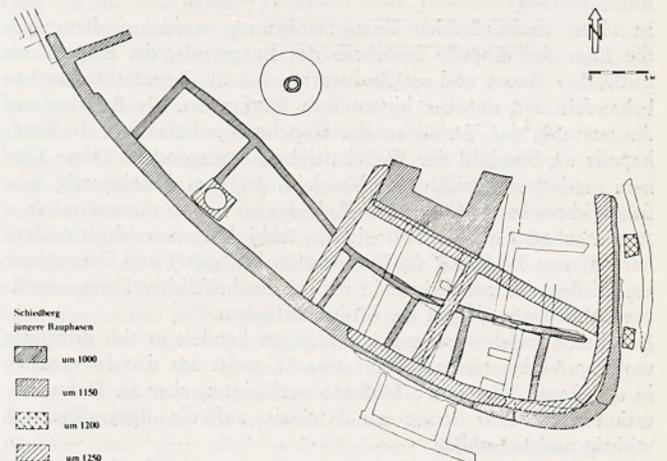


Abb. 4. Burg Schiedberg, Grundriß, jüngere Bauphasen

Beitrag in die Reihe der sonst bekannten Zisternen auf Burgen des Alpenraumes stellt und dabei deren Typologie in erster Übersicht in Beispielen vorführt (vgl. Burgen und Schlösser, Heft II/1979, S. 84 ff.).

In den als „massive Spitzhacken“ bezeichneten Eisenfunden Nr. E 113 und E 114 glaubt der Rezensent Werkzeuge zur Steinbearbeitung erkennen zu können, nämlich den sog. Zweispitz. Es wäre für die Kenntnis der Steinbearbeitung dieser Epoche von großem Wert, könnte man auch bei diesem Werkzeug — wie es hier scheint — eine größere und eine kleinere Form des Vorkommens eindeutig konstatieren.

Dankwart Leistikow

Ulrich Stevens

Burgkapellen im deutschen Sprachraum

14. Veröffentlichung der Abteilung Architektur des Kunsthistorischen Instituts der Universität Köln, herausgegeben von Günther Binding. (Diss.) Köln 1978.

Es dürfte auch Fachleute überraschen, daß die Beschäftigung mit den Burgkapellen bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zurückreicht: Schon 1852 schrieb Ferdinand von Quast eine Abhandlung „Über Schloßkapellen als Ausdruck des Einflusses der weltlichen Macht über die geistliche“. Andere, mindestens ebenso bedeutsame Bestandteile der mittelalterlichen Burg, wie Bergfried, Donjon und Schildmauer, erfuhren erst in der 2. Hälfte unseres Jahrhunderts eingehendere monografische Behandlung. Über Palasbauten etwa fehlt bis heute auch nur der Ansatz einer zusammenfassenden Darstellung, von den Wehrmauern und ihren Verteidigungseinrichtungen, von den Torbauten und den Außenwerken des 13.—16. Jahrhunderts gar nicht zu reden.

Die vorliegende Arbeit versucht mit gezieltem Zugriff das Thema der Burgkapellen, diese weitverzweigte und nach Zahl kaum überschaubare Materie, den deutschen Sprachraum umfassend, von der Pfalzkapelle zu Aachen bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts zu durchdringen — zweifellos ein gewagtes Vorhaben. Zunächst scheint es, man könne dem Thema nur mit statistischen Methoden beikommen, so groß ist die Zahl der Objekte. Vollständigkeit konnte und sollte nicht das Ziel sein. Wenn dennoch fast alle wichtigeren Bauten genannt und kurz beschrieben werden, kommt der Arbeit zunächst der Wert einer umfassenden Materialsammlung zu.

Die Burgkapelle hat nach Stevens drei Hauptaufgaben: Sie ist zuerst kirchlicher Raum, sodann dient sie der Selbstdarstellung des Burgherrn, schließlich steigert sie (in der Vorstellung des Bauherrn) die Wehrhaftigkeit der Burg.

Fast von selbst erhebt sich die Frage nach einer sinnvollen Gliederung. Bei nahezu kongruenter Zweckbestimmung dieser Bauten und dem stets gegebenen Rahmen, dem Organismus einer mittelalterlichen Burg, bot sich eine Typologie nach Kriterien der Bauform an.

So unterscheidet die Definition des Autors folgende Bautypen: Saalkirchen, mehrgeschossige Kapellen, Tor- und Turmkapellen, Hauskapellen und sonstige Kapellen. Die „Burgkirche“ und auch das „Kirchenkastell“, die im Anschluß an eine Kirche entstandene Burg, finden in dieser Definition allerdings keinen bestimmbareren Raum.

In einer anschließenden Zusammenfassung werden insbesondere die Lage der Kapelle innerhalb des Burgareals, die Kapelle als kirchlicher Raum und als Rechtsort sowie als Repräsentationsbau behandelt und darüber hinaus ihre Bauformen, die Bauzier und Ausstattung, das Verhältnis der Kapelle zum Palas und die Burgkapelle als Sinnbild der Wehrhaftigkeit angesprochen. Diese Themen erscheinen freilich, im Vergleich zu dem katalogartig umfangreichen, beschreibenden Teil, leider zu knapp dimensioniert.

Anmerkungen, Literaturverzeichnis, Abbildungsverzeichnis (offenbar auf den Bildband der Dissertation bezogen!) und Ortsregister beschließen den stattlichen, in maschinenschriftlicher Form erstellten Band. Dann folgen die Bildwiedergaben.

Bei diesen (zeichnerischen) Abbildungen handelt es sich durchweg um Reproduktionen aus der Literatur, meist aus den Inventaren, in der Regel ohne festen Maßstab verkleinert, aber als Dokumentation zum Text sowie als Hinweis auf die Spezialliteratur wichtig und brauchbar.

Als Ergebnis der Arbeit erscheint neben der weitgehenden Erfassung des Bestandes an Burgkapellen deren sorgfältige Einord-

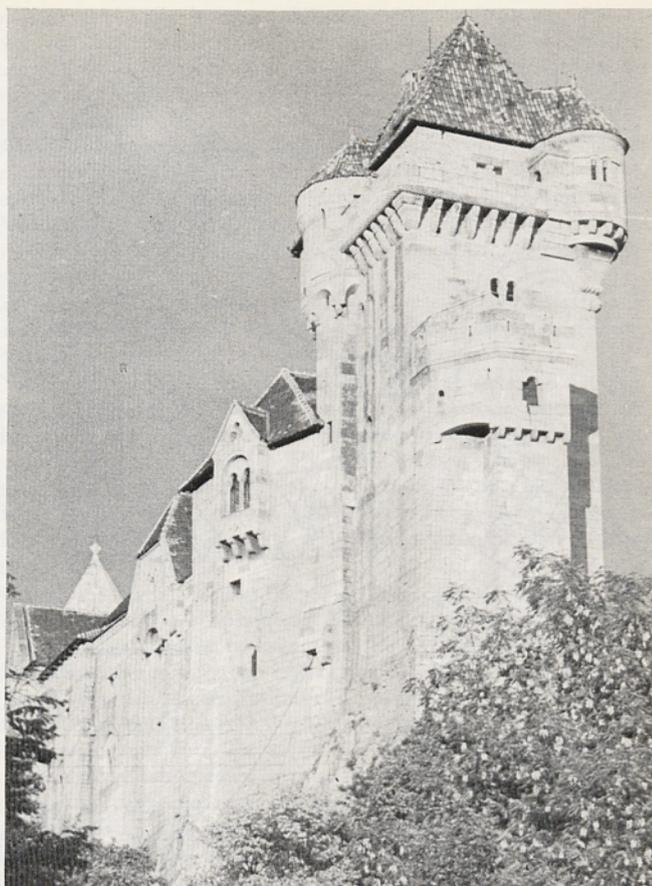


Abb. 1. Burg Liechtenstein bei Mödling (Niederösterreich). Gesamtansicht mit Bergfried, Palas und Kapelle. Foto: D. Leistikow

nung in eine begründete Typologie und die Diskussion wesentlicher, mit der Entstehung, der Bauart und der Einordnung in den Zusammenhang der Burg zusammenhängender Fragen — ein Gesamtbild von großer Vielfalt.

Die Literatur ist umfassend ausgewertet worden, und die eigenen Erkenntnisse und Stellungnahmen werden ohne überzogenen Anspruch vorgetragen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß manche Probleme, wie z. B. die der Herrschaftskapellen, die Bedeutung der Tor- und Turmkapellen als Schatzkammern, und überhaupt das Vorkommen profaner Räume oberhalb der Kapellen, nicht abschließend gelöst werden konnten. So zeigt sich nach den überzeugenden Feststellungen von Robert Will für Hagenau und den Untersuchungen des Rezensenten, daß sich für die Kapellen zur Aufbewahrung des Reichsschatzes ein bei allen Verschiedenheiten mehrmals wiederkehrender Bautyp abzeichnet, der auch im europäischen Rahmen, etwa im abgebrochenen Schatzhaus der Sainte-Chapelle in Paris, ein vergleichbares Gegenstück findet. Dieser Bau und überhaupt die französischen „Pfalzkapellen“ mußten hier ausgeklammert bleiben. Der Autor zögert aber, zum Beispiel bei der Be-

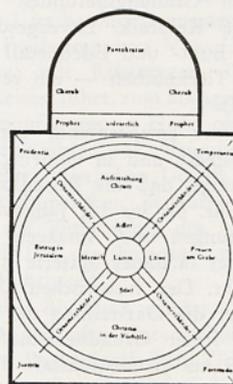


Abb. 2. Burg Ottenstein, Schema der Gewölbemalerei aus romanischer Zeit